

TIM THARP

PERFEKT

IST

JETZT





Natürlich **magellan**®

*Säurefreies und chlorfrei gebleichtes FSC®-Papier  
Klimaneutral produziert  
Dispersionslack auf Wasserbasis  
Klebstoff lösungsmittelfrei  
Zellophanierfolie ohne Weichmacher  
Hergestellt in Deutschland*

1. Auflage 2014

© 2014 Magellan GmbH & Co. KG, 96052 Bamberg  
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2008 by Tim Sharp

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *The Spectacular Now*  
bei Alfred A. Knopf, einem Imprint von Random House Children's Books, New York.

Aus dem Englischen von Jessika Komina und Sandra Knuffinke

Lektorat: Sabine Franz

Umschlaggestaltung: Christian Keller

unter der Verwendung einer Illustration von iStock/simonox

ISBN 978-3-7348-5003-5

[www.magellanverlag.de](http://www.magellanverlag.de)

Also, es ist jetzt kurz vor zehn Uhr morgens und ich bin schon so richtig schön angeheitert. Theoretisch hätte ich jetzt Algebra, aber tatsächlich bin ich auf dem Weg zu meiner herrlich dicken Freundin Cassidy. Sie macht heute blau, um zum Friseur zu gehen, und braucht jemanden, der sie hinfährt, weil ihre Eltern ihren Autoschlüssel einkassiert haben. Was nicht einer gewissen Ironie entbehrt, wenn man bedenkt, dass das eine Strafe sein soll, weil sie schon letzte Woche mit mir zusammen die Schule geschwänzt hat.

Na ja, jedenfalls liegt dieser wunderbare Februarmorgen vor mir, und ich denke mir: Wer braucht schon Algebra? Ist doch egal, dass ich eigentlich versuchen sollte, vor meinem Abschluss im Mai noch schnell 'ne bessere Note rauszuschlagen. Ich bin sowieso keiner von diesen Typen, deren Unipläne schon seit dem Kindergarten in Stein gemeißelt sind. Ich weiß noch nicht mal, wann wo Bewerbungsschluss ist. Außerdem hat meine Bildung auch bei meinen Eltern nicht gerade oberste Priorität. Die haben nach ihrer Scheidung aufgehört, sich um meine Zukunft zu kümmern, und das war irgendwann damals im Präkambrium. So wie ich das sehe, nimmt mich das örtliche College so oder so. Und wer sagt überhaupt, dass ich unbedingt aufs College gehen muss? Wozu denn?

Hier bin ich doch von Schönheit umgeben. Das ist nichts, was man in einem Schulbuch findet oder in einer Gleichung. Ich meine, guckt euch nur mal an, wie die Sonne scheint – warm, aber nicht zu grell. Man hat gar nicht das Gefühl, dass Winter ist. Das war im Januar und Dezember auch schon so. Es ist wirklich irre – wir hatten den ganzen Winter über höchstens eine Woche, die man als kalt bezeichnen kann. Ehrlich, das mit dem Klimawandel ist keine

Lüge. Denkt nur mal an den letzten Sommer. Da hat die Sonne uns gebraten wie die Weihnachtsgänse. Hat einem fast die Haare vom Kopf gesengt, so heiß war sie. Wie Cassidy so schön sagt – Klimaerwärmung ist nichts für Leichtgewichte.

Aber das Licht dieser Februarsonne jetzt ist absolut *klar*, versteht ihr, und es lässt den Himmel und die Äste und die Backsteine der Häuser so blitzsauber aussehen, dass allein sie anzusehen schon so ist, als würde man reinen Sauerstoff atmen. Die Farben strömen einem in die Lunge, ins Blut. Man *wird* regelrecht zur Farbe.

Ich trinke meinen Whisky nicht so gern pur, also halte ich an einem Supermarkt, um einen großen Becher 7UP mitzunehmen, und da steht dieser kleine Junge draußen am Münztelefon. Ein richtiges, echtes Kind, wahrscheinlich gerade mal sechs Jahre alt, in Kapuzenpullover und Jeans und mit wuschelig abstehenden Haaren. Keiner von diesen gestylten Jungs, die man heutzutage immer sieht, mit ihren Markenklamotten und Fernsehhaarschnitten, wie Miniaturmachos. Die hätten natürlich trotzdem keine Ahnung, was sie mit einem Mädchen anstellen sollten, selbst wenn es ihnen in einer Schachtel mit Bedienungsanleitung präsentiert würde wie ein Monopoly-Spiel, aber das Gehabe beherrschen sie schon total.

Der Junge ist mir gleich sympathisch, also spreche ich ihn an: »Hey, Kurzer, solltest du nicht eigentlich in der Schule sein oder so?«, und er entgegnet: »Kannst du mir einen Dollar leihen?«

Ich sage: »Wofür brauchst denn du einen Dollar, kleiner Mann?«

Und er sagt: »Ich will mir einen Schokoriegel zum Frühstück kaufen.«

Damit hat er mich. Ein Schokoriegel zum Frühstück? Mir geht das Herz auf. Ich lade den Jungen auf einen Frühstücksburrito ein, und er sagt Ja, unter der Bedingung, dass er hinterher auch den Schokoriegel kriegt. Als wir wieder aus dem Laden kommen, sehe ich mich um und versuche einzuschätzen, mit welchem Verkehr sich der Kleine unterwegs wird rumschlagen müssen. Wir woh-

nen südlich von Oklahoma City – genau genommen ist es schon die nächste Stadt, aber mit diesen ganzen Vororten, die ineinander übergehen, kann man unmöglich sagen, wo der eine aufhört und der nächste anfängt. Jedenfalls fährt hier einiges an Autos rum.

»Hör mal«, sage ich, während er sich mit Ei bekleckert. »Das ist hier 'ne ziemlich gefährliche Kreuzung. Wie wär's, wenn ich dich fahre, wohin auch immer du willst, damit dich nicht einer von diesen Riesensattelschleppern erwischt und plattmacht wie ein Eichhörnchen?«

Er mustert mich argwöhnisch, genauso wie es ein echtes Eichhörnchen tun würde, bevor es abhaut und in sein Nest hoppelt. Aber ich bin ein ziemlich vertrauenerweckender Typ. Ich laufe selbst nie besonders geschneigelt rum; heute trage ich ziemlich alte Jeans, ausgelatschte Sneakers und ein grünes Longsleeve, auf dem vorne *Olé!* steht. Meine braunen Haare sind zu kurz, als dass ich sie großartig kämmen müsste, und zwischen den Schneidezähnen habe ich eine kleine Lücke, die mir, das hat man mir zumindest gesagt, ein freundliches, gutherziges Aussehen verleiht. Was ich damit sagen will, ist: Ich bin alles andere als Furcht einflößend.

Also gibt sich der Junge einen Ruck und klettert auf den Beifahrersitz meines Mitsubishi Lancer. Den habe ich jetzt seit ungefähr einem Jahr. Er ist silberfarben mit schwarzer Innenausstattung, nicht brandneu, aber auf seine schlichte Art macht er trotzdem einiges her.

»Ich bin übrigens Sutter Keely«, stelle ich mich vor. »Und wie heißt du?«

»Walter«, antwortet er, den Mund voller Burrito.

Walter. Nicht schlecht. Ich habe noch nie ein Kind namens Walter kennengelernt. Kommt mir eher vor wie ein Altmännername, aber auch die müssen ja irgendwann mal klein angefangen haben.

»Okay, Walter«, sage ich, »als Erstes kannst du dir merken, dass du eigentlich nie zu Fremden ins Auto steigen solltest.«

»Ich weiß«, sagt er, »das hat uns Mrs Peckinpaugh schon alles in der Schule erklärt.«

»Gut«, sage ich. »Daran solltest du in Zukunft denken.«

Worauf er entgegnet: »Ja, aber woran erkennt man denn einen Fremden?«

Ich könnte mich wegschmeißen. *Woran erkennt man einen Fremden?* Typisch Kind. Er versteht nicht, dass Leute allein deswegen gefährlich sein könnten, weil man sie noch nie gesehen hat. Wahrscheinlich hat er alle möglichen düsteren Vorstellungen davon, was einen Fremden ausmacht – schwarzer Schlapphut und langer Regenmantel, Narbe im Gesicht, lange, spitze Fingernägel, Haifischzähne. Aber wenn man mal drüber nachdenkt: Mit sechs Jahren kennt man eben noch nicht so viele Leute. Und wie anstrengend wäre es, wenn man ständig neunundneunzig Prozent der Bevölkerung misstrauen müsste?

Ich fange an, ihm die Sache mit den Fremden genauer auseinanderzusetzen, aber seine Aufmerksamkeitsspanne ist nicht die längste, und er lässt sich davon ablenken, dass ich Whisky in meinen großen Becher 7UP kippe.

»Was ist das?«, fragt er.

Ich erkläre ihm, dass es sich um Seagram's V.O. handelt, und als Nächstes fragt er, warum ich den in meine Limo schüttele.

Ich sehe ihn an und in seinen großen, runden Augen liegt aufrichtiges Interesse. Er will es wirklich wissen. Soll ich ihn etwa anlügen?

Also antworte ich: »Na ja, ich mag ihn halt. Schmeckt so samtig, ein bisschen rauchig. Früher habe ich mehr auf Bourbon gestanden – Jim Beam oder Jack Daniel's –, aber wenn man sich schön gemächlich einen anduseln will und das den ganzen Tag halten soll, sind die doch ein bisschen zu stark. Und zumindest meiner Meinung nach riechen die Leute es auch leichter. Ich hab's auch mal mit Southern Comfort versucht, aber der ist mir zu süß. Nein, mitt-

lerweile geht mir nichts mehr über kanadische Whiskys. Allerdings bin ich auch dafür bekannt, dass ich einen hervorragenden Martini mixe.«

»Was ist ein Martini?«, erwidert er, und mir wird klar, dass es Zeit wird, die Fragerunde zu beenden, bevor ich noch den ganzen Morgen damit verbringe, einen Nachwuchs-Barkeeper aus dem Kleinen zu machen. Klar, er ist ein lieber Junge, aber meine Freundin wartet auf mich und die ist nicht die Geduldigste.

»Hör mal«, sage ich darum, »ich muss langsam los, also, wo willst du hin?«

Er steckt sich den letzten Bissen seines Burritos in den Mund, schluckt und antwortet dann: »Nach Florida.«

Wie viele Meilen es bis dahin sind, kann ich zwar aus dem Kopf nicht sagen, aber wir sind hier in Oklahoma, was bedeutet, dass Florida mindestens fünf Bundesstaaten weit entfernt ist. Das erkläre ich ihm, und er sagt, ich solle ihn einfach am Stadtrand rauslassen und den Rest des Wegs würde er laufen. Er meint es ernst.

»Ich will ausreißen«, sagt er.

Dieser Junge wird ja immer unterhaltsamer. Will sich nach Florida absetzen! Ich trinke einen Schluck von meinem Whisky-7UP und sehe es vor mir, so wie er es sich vorstellen muss – eine riesige orangefarbene Sonne, die im blauesten Meer versinkt, das man sich nur vorstellen kann, flankiert von Palmen, die sich vor der ganzen Pracht verneigen.

»Tja, Walter. Darf ich so unverfroren sein zu fragen, warum du weglaufen willst?«

Er starrt auf das Armaturenbrett. »Weil meine Mom gemacht hat, dass mein Dad wegzieht, und jetzt ist er in Florida.«

Ich sage: »Ach, du Scheiße. Ich weiß genau, was du durchmachst, Kurzer. Bei mir war's ganz genauso, als ich noch kleiner war.«

»Und was hast du da gemacht?«

»Na ja, ich war stinksauer. Meine Mom wollte mir nicht mal sagen, wo mein Dad hingezogen ist. Ausgerissen bin ich zwar nicht, aber ungefähr zu der Zeit habe ich den Baum im Garten in Brand gesteckt. Ich weiß gar nicht so richtig, warum. Sah aber ziemlich genial aus.«

Das stößt auf Begeisterung. »Ehrlich, du hast einen ganzen Baum angezündet?«

»Komm bloß nicht auf dumme Ideen«, ermahne ich ihn. »Mit so was kann man sich ganz schön tief in die ... Hühnerkacke reiten. Du willst doch keinen Ärger mit der Feuerwehr, oder?«

»Nein, will ich nicht.«

»Also, was das Ausreißen angeht – ich kann's ja nachvollziehen. Du würdest deinen Dad wiedersehen und bestimmt jede Menge Abenteuer erleben und so. Im Meer schwimmen. Aber um ganz ehrlich zu sein, ich würde dir davon abraten. Florida ist einfach zu weit zum Laufen. Und du findest auch nicht an jeder Ecke einen Supermarkt. Wie willst du denn an was zu essen kommen?«

»Ich könnte jagen.«

»Stimmt, das könntest du. Hast du denn ein Gewehr?«

»Nein.«

»Ein Messer oder eine Angel vielleicht?«

»Ich habe einen Baseballschläger, aber der ist zu Hause.«

»Da siehst du's. Du bist nicht gut vorbereitet. Vermutlich sollten wir erst mal zu dir fahren und deinen Schläger holen.«

»Aber meine Mom ist zu Hause. Und sie denkt, ich wäre in der Schule.«

»Keine Angst, ich rede mal mit ihr. Erkläre ihr die Situation.«

»Im Ernst?«

»Na klar.«

# 2

Ich hätte schon vor fünf Minuten bei meiner Freundin sein müssen, aber diesmal habe ich ja einen guten Grund fürs Zuspätkommen. Wie könnte Cassidy – die Menschenfreundlichkeit in Person – es mir übel nehmen, dass ich diesem Jungen unter die Arme greife? Ich betätige mich hier quasi als Sozialarbeiter. Vielleicht kriege ich Walters Mom ja sogar dazu, dass sie Cassidy gegenüber ein gutes Wort für mich einlegt.

Dummerweise kann sich Walter nicht so richtig erinnern, wo er wohnt. Schließlich hat er noch nie vom Supermarkt nach Hause laufen müssen. Er weiß nur, dass an seiner Straßenecke ein gruseliger schwarzer Van ohne Reifen in einer Einfahrt steht, also fahre ich die ganze Gegend auf der Suche nach diesem Van ab.

Dafür dass er erst sechs ist, kann man mit Walter ganz nett quatschen. Er hat die Theorie, dass Wolverine von den *X-Men* in Wahrheit sein Müllmann ist. Außerdem erzählt er von einem großen, rothaarigen Jungen aus seiner Schule, der Clayton heißt und dessen Hobby es lange Zeit war, den anderen Kindern auf die Füße zu treten. Eines Tages wurde ihm das Kreischen der Jüngeren anscheinend zu langweilig und er ist zur Abwechslung mal der Lehrerin auf den Fuß gestapft. Als Walter Clayton das letzte Mal gesehen hat, zog Mrs Peckinpaugh ihn gerade am Handgelenk durch den Flur – er rutschte auf den Pobacken wie ein Hund, der sich den Hintern am Boden abwischen will.

»Oh Mann«, sage ich. »Schule kann ganz schön seltsam sein. Aber ich sag dir was, seltsam ist gut. Du musst alles Seltsame willkommen heißen, Kleiner. Entgehen kannst du ihm sowieso nicht.«

Um meinen Standpunkt zu verdeutlichen, erzähle ich ihm die

Geschichte von Jeremy Holtz und dem Feuerlöscher. In der Grundschule war ich ganz gut mit Jeremy befreundet. Er war echt in Ordnung, hatte immer einen witzigen Spruch parat. Aber in der Mittelstufe, ungefähr seit sein Bruder im Irak gestorben war, fing er an, mit Leuten rumzuhängen, die den berühmten schlechten Einfluss auf ihn ausübten. Nicht dass ich selbst das nicht auch hin und wieder machen würde, aber so bin ich eben, ich hänge einfach mit jedem rum.

Jeremy jedenfalls hat sich ziemlich verändert. Er bekam Akne und fing an, die Lehrer zu schikanieren. Eines Tages, nachdem er in Geschichte künstlich und übertrieben laut gegähnt hatte, kommentierte Mr Cross das mit der Bemerkung, dass er damit lediglich seine schlechte Erziehung demonstriere. Das war zu viel für Jeremy. Ohne ein Wort marschierte er aus der Klasse. Eine Minute später kam er mit einem Feuerlöscher zurück und sprühte damit in alle Richtungen, so lässig wie nur was. Er war eine wandelnde Schneekanone. Die letzte Reihe bekam die volle Breitseite ab, genau wie die meisten am Fenster. Mr Cross versuchte, sich auf Jeremy zu stürzen, aber der verpasste ihm nur auch eine ordentliche Packung, als wollte er sagen: »Bitte sehr, Mr Cross, da haben Sie Ihre verschissene schlechte Erziehung.«

»Mich hat der gute Jeremy allerdings verschont«, sage ich zu Walter. »Und weißt du auch, warum?«

Er schüttelt den Kopf.

»Weil ich alles Seltsame willkommen heiße.«

Ich weiß nicht, wie viele Straßen ich schon rauf- und runtergefahren bin, aber da ist er endlich – der gruselige schwarze Van ohne Reifen. Nicht dass das hier eine schlechte Gegend wäre oder so. Man kommt eben bloß auf dieser Seite der Stadt nicht besonders weit, ohne dabei einer aufgebockten Schrottkarre in irgendeiner Einfahrt zu begegnen. Walter wohnt in einem völlig akzeptablen

kleinen Vorortbungalow mit einem völlig akzeptablen Ford Explorer davor.

Ich muss ihn ziemlich lange bitten, bis er mit mir zur Tür kommt, und dann sieht er ängstlich zu, wie ich klinge. Wir müssen eine ganze Weile warten, aber schließlich macht seine Mom auf, mit einem Gesichtsausdruck, als erwarte sie, dass ich ihr einen Staubsauger andrehen oder sie zum Mormonentum bekehren will. Eins muss ich ihr allerdings lassen – sie ist ziemlich scharf. Und so jung, dass sie fast noch nicht mal unter die Kategorie »scharfe Mom« fällt.

Als sie Walter sieht, macht sie die Fliegengittertür auf und legt sofort mit der Junger-Mann-wieso-bist-du-nicht-in-der-Schule-Predigt los. Er sieht aus, als würde er jeden Moment anfangen zu heulen, also trete ich vor und sage: »Entschuldigen Sie, Ma'am, aber Walter ist ziemlich niedergeschlagen. Ich habe ihn vor dem Supermarkt aufgelesen, und er hat mir erzählt, er wäre auf dem Weg nach Florida.«

Da fällt mir auf, wie sie meinen Riesenbecher 7UP anstarrt. »Moment mal«, sagt sie und mustert mich mit zusammengekniffenen Augen. »Ist da etwa Alkohol drin?«

Ich sehe runter auf das 7UP, als wäre es so was wie mein Komplize, der mich verpiffen hat. »Ähm, nein. Da ist kein Alkohol drin.«

»Und ob.« Sie lässt die Fliegengittertür hinter sich zuschwingen und baut sich vor mir auf. »Das rieche ich doch in Ihrem Atem. Sie haben getrunken und meinen Sohn trotzdem im Auto mitgenommen.«

»Darum geht's hier doch gar nicht.« Ich weiche zurück. »Wollen wir uns nicht lieber wieder auf Walter konzentrieren?«

»Was fällt Ihnen ein, betrunken hier aufzutauchen und mir erzählen zu wollen, wie ich mit meinem Sohn umzugehen habe? Walter, geh ins Haus.«

Er sieht verzweifelt zu mir hoch.

»Walter, los jetzt!«

Und ich sage: »Hey, Sie brauchen ihn doch nicht anzuschreien«, und sie sagt: »Ich betrachte es als meine Bürgerpflicht, die Polizei zu rufen.«

Am liebsten würde ich zurückmotzen, dass sie lieber mal ihre *Mutterpflicht* ernster nehmen sollte, denn dann müsste ihr Sohn nicht versuchen, nach Florida abzuhausen. Doch ich beherrsche mich. Seit dem Vorfall mit dem brennenden Baum hatte ich nichts mehr mit der Polizei zu tun, und ich habe nicht vor, eine biestige, scharfe, fünfundzwanzigjährige Mutter etwas daran ändern zu lassen.

Stattdessen sage ich nur: »Ach was, so spät ist das schon?«, und werfe einen Blick auf mein Handgelenk, obwohl ich gar keine Armbanduhr trage. »Na, so was! Ich komme noch zu spät zur Bibelschule.«

Sie bleibt stehen und beobachtet mich den ganzen Weg zu meinem Auto, offensichtlich bereit, sich mein Nummernschild einzuprägen, sollte ich irgendwelche krummen Dinger versuchen. Aber ich kann Walter nicht im Stich lassen. So bin ich nun mal.

»Ihr Sohn ist traurig«, sage ich, während ich die Fahrertür aufmache. »Er vermisst seinen Dad.«

Sie macht einen Schritt von der Veranda und setzt ein paar noch finstere Stirnfalten auf.

Ich steige ein und starte den Motor, doch ich kann nicht wegfahren, ohne noch mal das Fenster runterzulassen und ihr einen letzten Rat zu geben: »Hey, an Ihrer Stelle würde ich den Baum in Ihrem Garten im Auge behalten, wenn Walter in der Nähe ist.«

# 3

Okay, inzwischen ist es amtlich: Ich bin viel zu spät dran, um Cassidy abzuholen. So spät, dass es mich zu einem miesen Freund macht. Wahrscheinlich empfängt sie mich wieder mit diesem verkniffenen Gesichtsausdruck, als wäre ich ein verwöhntes Kleinkind. Aber damit kann ich leben, ich bin keiner von diesen Typen, die sich von ihrer Freundin unterbuttern lassen. Klar kann sie einem ganz schön gemeine Sprüche um die Ohren hauen, wenn sie wütend ist, aber das ist schon in Ordnung. Ich liebe Herausforderungen. Es ist, wie einer Salve rasiermesserscharfer Kung-Fu-Wurfsterne auszuweichen. Und außerdem ist sie es wert.

Cassidy ist die beste Freundin, die man sich nur vorstellen kann. Ich bin jetzt schon zwei Monate länger mit ihr zusammen als mit irgendeinem Mädchen zuvor. Sie ist klug und witzig und originell, und sie kann ein Bier schneller runterkippen als die meisten Jungs, die ich kenne. Und noch dazu ist sie wunderschön. Ich meine, ernsthaft sexationell. Allein diese Farben: Die Frau ist komplett HD. Blonde Haare wie eine Skandinavierin, Augen so blau wie Fjorde und eine Haut wie Vanilleeis oder Blütenblätter oder Zuckerguss – oder eben wie nichts anderes, einfach nur wie ihre Haut. So toll, dass einem davon die Haare wehtun. Okay, sie glaubt an Astrologie, aber das ist mir egal. Ist halt so ein Mädchending. Ich stelle mir gern vor, dass in ihrem Inneren lauter Sternbilder und Schicksale durcheinanderwirbeln.

Doch was Cassidy wirklich zu etwas Besonderem macht, ist, wie herrlich *dick* sie ist. Und glaubt mir, dieses Wort hat bei mir absolut nichts Negatives. Neben ihr wirkt jedes Zeitschriftenmodel wie ein vertrocknetes Skelett. Sie hat die perfekten Proportionen. Als hät-

te jemand Marilyn Monroes Kurven aufs Dreifache aufgepumpt. Wenn meine Finger über Cassidys Körper wandern, fühle ich mich wie Admiral Byrd oder Coronado. Als würde ich unbekanntes Terrain entdecken.

Aber sie macht nicht auf. Zu Hause ist sie auf jeden Fall, ich kann ihre Musik hören – laut und wütend. Nur weil ich eine halbe Stunde oder so zu spät bin, lässt sie mich jetzt hier auf der Fußmatte schmoren und klingeln wie einen Blöden. Nach vielleicht drei Minuten gehe ich zurück zum Auto, um meine Whiskyflasche zu holen, und nehme sie mit in den Garten. Ich setze mich an den Terrassentisch, fülle meinen Drink auf und plane den nächsten Schritt. Das große 7UP schmeckt jetzt ein bisschen scharf, doch nach einem anständigen Schluck davon kommt mir eine Idee. Ihr Zimmerfenster oben im ersten Stock steht einen Spaltbreit offen, weil sie da immer mit ihren Zigaretten sitzt und den Rauch nach draußen pustet. Sie ist zwar clever, aber nicht so clever wie ich.

Eins kann ich euch sagen, die Kletterpartie zu ihrem Fenster hoch ist nicht ohne. Ich habe es zwar schon einmal geschafft, aber dabei wäre ich auch fast in den Tod gestürzt, mit nichts am Leib als einer Badehose. Zum Glück habe ich jede Menge Whisky, um meinen Gleichgewichtssinn zu stärken.

Also, auf den Baum zu steigen – eine Magnolie mit niedrig hängenden Ästen –, stellt erst mal kein Problem dar, aber ganz bis zur Spitze zu kommen, einen riesigen 7UP-Becher zwischen den Zähnen, das ist schon was anderes. Echte Akrobatik. Und am Schluss muss ich noch über diesen einen magersüchtigen Ast kriechen, bis er sich durch mein Gewicht über das Dach biegt. Kurz fürchte ich, ich könnte jeden Moment eine Bauchlandung auf dem Grill machen.

Selbst als ich es endlich aufs Dach geschafft habe, bin ich immer noch nicht in Sicherheit. Dieses Dach ist nämlich unverschämt steil. Ich würde den Steigungswinkel ja gern benennen, aber ich habe in Geometrie nicht so wirklich aufgepasst. Zum Glück ha-

ben meine Schuhe Gummisohlen, also krabbele ich ohne größere Katastrophen wie eine Spinne zum Fenster. Aber manchmal weiß ich offenbar nicht, wann es genug ist. Ich muss einfach immer versuchen, ob ich nicht noch ein kleines bisschen weiter gehen kann.

Ich nehme den Becher aus meinen zusammengebissenen Zähnen, um einen schönen, großen Schluck auf meinen Triumph zu trinken, und es kommt, wie es kommen muss: Ich lasse ihn fallen und er rollt über die grauen Dachschindeln nach unten und verteilt überall Whisky und 7UP.

Natürlich versuche ich unwillkürlich, ihn mir zu schnappen, was wiederum dazu führt, dass ich meinen Halt am Fenstersims verliere. Im nächsten Moment rutsche ich auch schon mit dem Kopf voran das Dach runter, will mich noch irgendwo festklammern, doch es gibt leider nichts, woran man sich festklammern könnte. Das Einzige, was mich davor bewahrt, dem 7UP über die Dachkante zu folgen, ist die Regenrinne. Ich könnte also beruhigt sein, wenn diese Regenrinne nicht ganz offensichtlich ziemlich marode wäre. Kaum dass ich erleichtert aufatmen will, fängt sie auch schon an zu ächzen. Und zu ächzen. Bis sich das Ächzen in ein Quietschen verwandelt, die Rinne sich aus ihrer Verankerung löst und mich nun nichts mehr vor einem Sturzflug über die Dachkante bewahrt.

Mein Untergang steht unmittelbar bevor. Vor meinem geistigen Auge flackert das Bild eines Sargs auf. Ein roter wäre nett. Oder ein kariertes. Vielleicht einer, der mit Knautschsamt ausgeschlagen ist. Aber dann, im letzten Moment, geschieht das Unglaubliche – ich kann mich gerade noch an der Regenrinne festhalten und daran mehr oder weniger elegant auf die Terrasse schwingen. Okay, ich lande trotzdem mit voller Wucht auf dem Steißbein und beiße mir noch dazu auf die Zunge. Als ich aufsehe, fällt mein Blick auf Cassidy, die, Augen und Mund entsetzt aufgerissen, hinter der Terrassentür steht.

Allerdings ist sie nicht entsetzt aus Sorge um mein Wohlbefin-

den. Die Schiebetür gleitet schwungvoll auf, und dann steht sie vor mir und stemmt die Hände in die Hüften, im Gesicht den vertrauten Du-bist-ja-so-ein-Idiot-Ausdruck, und ich sage: »Hey, das war ein Unfall.«

»Bist du bescheuert?«, kreischt sie. »Das ist nicht witzig, Sutter. Ich fass es nicht. Guck dir mal die Regenrinne an.«

»Hast du nicht wenigstens ein kleines bisschen Angst, dass ich mir die Wirbelsäule zertrümmert habe oder so?«

»Schön wär's.« Sie späht zum Dach rauf. »Und was soll ich jetzt meinen Eltern erzählen?«

»Dasselbe wie immer – dass du keine Ahnung hast, was da passiert ist. Auf die Art können sie dich im Kreuzverhör nicht überführen.«

»Du hast auch 'ne Antwort auf alles, was? Und was wird das jetzt bitte?«

»Ich hebe die Regenrinne auf. Wonach sieht's denn aus?«

»Lass sie liegen. Vielleicht denken meine Eltern ja, der Wind hätte sie runtergerissen.«

Ich lasse die Regenrinne wieder fallen und hebe stattdessen meinen leeren Becher auf.

»Lass mich raten«, sagt sie. »Da war Whisky drin.«

»Und ein bisschen 7UP.«

»War ja klar«, erwidert sie und mustert die Whiskyflasche auf dem Terrassentisch. »Aber ganz im Ernst, ist halb elf vormittags nicht ein bisschen früh, um schon wieder betrunken zu sein, selbst für dich?«

»Hey, ich bin nicht betrunken. Brauchte nur 'ne kleine Stärkung. Außerdem hab ich gestern Abend überhaupt keinen Tropfen angerührt, also würde ich eigentlich eher sagen, ich hinke hinterher. Hast du das mal aus dem Blickwinkel betrachtet?«

»Dir ist schon klar, dass ich jetzt deinetwegen den Friseurtermin verpasst habe, ja?« Sie geht zurück ins Haus.

Ich schnappe mir die Flasche und haste ihr nach. »Ich weiß sowieso nicht, warum du dahin willst. Deine Haare sind viel zu schön, um sie abzuschneiden. Ich find's toll, wie sie dir beim Gehen über den Rücken schwingen. Und ich find's toll, wie sie auf mich runterhängen, wenn du oben liegst.«

»Tja, es geht aber nicht immer darum, was du toll findest, Sutter. Ich will eben mal was anderes. Und dafür brauche ich deine Zustimmung nicht.« Sie setzt sich auf einen Hocker an der Theke, die die Küche vom Wohnzimmer trennt. Ihre Arme sind verschränkt und sie will mich nicht ansehen. »Die beim Friseur sind nicht begeistert, wenn man nicht zu seinem Termin kommt, klar? Dadurch verlieren sie Geld. Aber das interessiert dich natürlich nicht. Du denkst nie an irgendjemand anders außer dir selbst.«

Das ist es – mein Stichwort für die Walter-Geschichte. Als ich damit fertig bin, habe ich uns beiden Drinks gemixt und ihre Arme sind nicht mehr verschränkt. Langsam wird sie weich, doch sie ist immer noch nicht bereit, mir ganz zu verzeihen, also stelle ich ihr Glas auf die Theke, anstatt es ihr zu reichen. Ich will ihr keine Gelegenheit bieten, mich zurückzuweisen.

»Okay«, sagt sie schließlich. »Anscheinend hast du da ausnahmsweise wirklich mal was Nettes getan. Trotzdem hättest du anrufen und Bescheid sagen können, dass du später kommst.«

»Hey, das hätte ich ja auch gemacht, aber ich habe mein Handy verloren.«

»Schon wieder? Das ist jetzt das dritte Mal innerhalb eines Jahres.«

»Die Dinger verlegt man aber auch so leicht. Und außerdem, findest du es nicht ziemlich 1984-mäßig, mit einem Gerät in der Tasche rumzulaufen, über das dich andere Leute jederzeit orten können? Wir sollten eine Rebellion gegen die Übermacht der Mobiltelefone anführen. Du kannst Trotzki sein und ich bin Che Guevara.«

»Das ist mal wieder so typisch«, sagt sie. »Immer versuchst du, dich mit Witzen aus der Affäre zu ziehen. Hast du dich eigentlich jemals hingesetzt und darüber nachgedacht, was es bedeutet, eine Beziehung zu führen? Verstehst du überhaupt, wie wichtig es ist, Vertrauen und eine feste Bindung aufzubauen?«

Und schon geht's wieder los. Dieselbe Leier wie immer. Ich bin mir sogar sicher, dass sie mit allem recht hat, was sie sagt. Es ist bestimmt wohldurchdacht und gehaltvoll und was nicht sonst noch alles, wofür man in einem Schulaufsatz eine gute Note einheimst. Doch ich kann mich nun mal einfach nicht auf so was konzentrieren, wenn sie neben mir sitzt und so aussieht, wie sie eben aussieht.

Ihre Farben fangen langsam an, in mich einzusickern, sie fresen sich durch meine Haut, setzen mein Blut unter Strom, schlagen Funken in meinem Bauch. Ich nehme einen großen Schluck Whisky, aber ich kann nicht verhindern, dass ich einen Ständer bekomme. Und ich erwähne das nur, weil ich nämlich so eine Theorie habe, dass der Ständer Grund Nummer eins für jeglichen Sexismus im Lauf der Geschichte ist. Ich meine, es ist einfach absolut unmöglich, sich ganz von den Gedanken eines Mädchens durchdringen zu lassen, egal, wie tief sinnig und wahr sie auch sein mögen, wenn man gerade einen Steifen bekommt.

Nur darum halten Männer Frauen für niedliche, verkuselte Hohlköpfchen. Dabei sind gar nicht die Frauen das Problem. Der Typ sitzt da mit seinem Gehirn, das sich längst in Haferbrei verwandelt hat, starrt die Frau an und hat keine Ahnung, was sie ihm gerade erzählt, also nimmt er an, dass es irgendwas Niedliches sein muss. Sie könnte ihm erklären, was genau es mit der Quantenphysik auf sich hat, und er würde immer noch nichts weiter hören als putziges Babygebrabbel.

Das weiß ich, weil es mir selbst schon oft genug passiert ist, und in diesem Moment passiert es wieder. Während sie mir ihren Einseraufsatz über Beziehungen vorträgt, will ich nichts anderes, als

mich vorbeugen und ihren Hals küssen und ihr dann den Pullover ausziehen, mit den Lippen über ihre Brüste bis zu ihrem Bauch wandern und dabei kleine rote Flecken auf ihrer weißen Haut erblühen lassen wie Rosen im Schnee.

»Wenn du das hinkriegen würdest«, schließt sie, »glaube ich, dass das mit uns noch was werden könnte. Wir könnten so eine gute Beziehung führen. Aber das war's jetzt, Sutter. Ich sag es dir nicht noch mal. Also, meinst du, du kannst das?«

Oh, oh. Ich habe ein Problem. Woher soll ich wissen, ob ich *das* kann? Was, wenn sie gerade von mir verlangt hat, ein Cocktailkleid und High Heels anzuziehen? Da dies allerdings nicht der geeignete Zeitpunkt ist, ihr meine Theorie über Sexismus und den Ständer darzulegen, sage ich nur: »Du weißt doch, Cassidy, ich würde alles für dich tun.«

Ihre Augen werden schmal. »Ich weiß nur, dass du das gern behauptest.«

»Hey, bin ich nicht gerade erst für dich aufs Dach geklettert? Ich reiße mir echt den Arsch für dich auf. Hör zu, für dich mache ich Kopfstand und kippe dabei den Rest von meinem Whisky runter.«

»Nicht nötig.« Sie lacht und trinkt einen Schluck von ihrem Drink, und da weiß ich, dass ich sie um den Finger gewickelt habe. Ich gehe ins Wohnzimmer, stelle mein Glas auf dem Teppich ab, nehme mit den Beinen Schwung und mache einen Kopfstand gegen die Rückwand des Sofas. Ein bisschen schwindelig wird mir zwar dabei, aber ich schaffe es dennoch, das Glas lässig zu kippen und in einem einzigen umgekehrten Zug den Whisky auszutrinken. Leider kann ich den Kopfstand dabei nicht halten und breche zusammen wie ein Hochhaus, das gesprengt wird, um Platz für ein schickeres Gebäude zu machen.

Immerhin lacht Cassidy nun wirklich und das ist ein wunderbarer Anblick. Ich sehe sie mit meinem berühmten Blick an – große braune Augen, eine Braue hochgezogen –, und sie nippt an ihrem

Drink und sagt: »Du bist echt ein Idiot, aber zumindest bist du *mein* Idiot.«

»Und du bist eine fantastische Frau.« Ich klaue ihr das Glas, nehme einen Schluck und stelle es dann auf der Theke ab. Sie spreizt die Beine so, dass ich mich dazwischenstellen und ihr das Haar aus dem Gesicht streichen kann. Meine Finger gleiten über ihre Schultern. »Deine Augen sind wie ein blaues Universum, in das ich mich fallen lassen kann. Ganz ohne Fallschirm. Den brauche ich nicht, weil ich nämlich niemals auf dem Boden aufpralle.«

Sie krallt ihre Finger in mein T-Shirt und zieht mich dichter an sich. Versteht ihr, das ist die Kehrseite der Medaille. So was bricht Mädchen das Genick. Der Junge wird weich in der Birne und fängt an, ihr irgendwelchen Blödsinn zu erzählen, und sie will ihn nur noch umsorgen. Schließlich ist er ihr knuddeliger Dummkopf, der ohne sie nichts auf die Reihe kriegt. Sie schmilzt dahin und schon ist die Sache gelaufen.

Im Bett lässt sich Cassidy am besten mit dem Wort *triumphal* beschreiben. Wenn Sex eine olympische Sportart wäre, würde sie auf jeden Fall eine Goldmedaille gewinnen. Sie würde auf dem höchsten Podest stehen, die Hand auf dem Herzen, und gerührt zu den Klängen der Nationalhymne vor sich hin schluchzen. Und danach säße sie bei Bob Costas im Fernsehstudio und müsste Fragen über ihre Technik beantworten.

Ich weiß, was für ein Glück ich habe. Ich weiß, so mit ihr zusammen sein zu dürfen, ist, als wäre man ein Teil des tiefsten Inneren des Kosmos. Doch aus irgendeinem Grund fühle ich, wie sich ganz hinten in meiner Brust ein dunkler Spalt auftut. Es ist nur ein Haarriss, aber definitiv nichts, von dem man will, dass es sich vergrößert. Vielleicht liegt es an dem Ultimatum, das sie mir eben gestellt hat. *Das war's jetzt*, hat sie gesagt. *Ich sage es dir nicht noch mal*. Nur, was genau will sie von mir?

Aber es ist Quatsch, mir jetzt darüber Sorgen zu machen. Ich lie-

ge hier in den frischen, sauberen, mit Schmetterlingen bedruckten Laken meiner herrlich dicken Freundin. Auf dem Nachttisch steht mein extrastarker Whisky. Das Leben ist spektakulär. Vergiss die dunklen Gedanken. Trink einen Schluck und warte, dass die Zeit sie wegpült, wohin auch immer die Zeit solche Sachen spült.